

Zeitschrift: Gehörlosen-Zeitung für die deutschsprachige Schweiz
Herausgeber: Schweizerischer Verband für das Gehörlosenwesen
Band: 77 (1983)
Heft: 21

Nachruf: Wir betrauern
Autor: Möhle, Trudi

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie geht's?

Diese Frage hört man alle Tage. Es ist zu einer Gewohnheit geworden, bei einer Begrüssung auch gleich zu fragen: «Wie geht's?» Das tut man, weil es jeder tut, es gehört zum guten Ton. Ich muss aber gestehen, dass ich nicht zu den höflichen Leuten gehöre, die alle den gleichen Papageienschnabel haben und jeden fragen, wie es gehe. Ein Papagei spricht das, was er täglich immer wieder hört. Er hört es so oft, bis er es schliesslich auch nachsagt. Das Warum denkt der Papagei nicht mit, weil er nicht selbständig denken kann.

Ich möchte, verzeihen Sie, behaupten, dass die Frage: «Wie geht's?» die Denkfaulheit und das Lügen geradezu fördert. Die meisten Leute fragen, weil ihnen nun mal nichts anderes einfällt, und zwar ohne jedes wirkliche Interesse an der anderen Person. Ich habe oft erlebt, wir zum Beispiel jemand in einer Gruppe Personen, einer nach der anderen, die Hand gab, grüsste, «wie geht's?» fragte und – ohne wirklich die Antwort abzuwarten – schon die nächste Person grüsste, grinste, «wie geht's?» usw. Hauptsache, man hat irgend etwas Höfliches gesagt, denken ist dabei nicht nötig. Es ist bequemer, die Leute als Masse zu behandeln, statt den einzelnen als ein Individuum zu betrachten. Zum anderen erwartet man meist auf diese obligate, abgedroschene Frage das gleiche abgedroschene «Danke, gut!». Ob diese Antwort nun wahr ist, interessiert einen herzlich wenig. Haupt-

sache, man hat irgend etwas gesagt. Findet sich wider Erwarten inmitten bequemer Gewohnheit plötzlich einer, der die Blödheit besitzt, einem mitzuteilen, wie es ihm wirklich geht, reagiert der harmlose Fragesteller fast betroffen. Es ist ihm dann peinlich, und er muss jetzt Mitgefühl aufbringen; kann er das nicht, muss er heucheln. Er ärgert sich und überlegt, ob sein Gegenüber tatsächlich so beschränkt sei, diese alltägliche Frage ernst zu nehmen, oder ob das ein Mensch sei, der bei jeder Gelegenheit über alles mögliche gerne klagt. Schnell überlegt er sich, wir man sich – möglichst höflich – aus dieser unerwarteten Situation ziehen kann.

Man mag mich für ungehobelt halten, wenn ich nie frage: «Wie geht's?», wenn es mich nicht wirklich interessiert. Und man mag mich für arrogant halten, wenn ich jemanden auf seine allzuhäufig angebrachte, dauernd gleich gleichgültige Frage eine dumme Antwort gebe. Ich glaube aber, die dumme Antwort hat so mancher Fragesteller wirklich verdient. Ich bin allerdings der Meinung, wenn man jemanden gern hat, mit ihm befreundet ist und es einen wirklich interessiert, wie es ihm geht, dann ist es schon angebracht, teilnahmevoll zu fragen: «Wie geht's?». Es sollte der Anfang zu einem Gespräch von Mensch zu Mensch sein und nicht zu einer billigen Höflichkeit degradiert werden. Das wäre sehr schade. Inge Blatter

Wir betrauern

Andreas Senn sel., Räfis

Als wir vor wenigen Wochen noch so froh beim Zusammensassen und dann Abschied nahmen, deutete nichts darauf hin, dass so bald wieder ein treues Mitglied aus unserer Mitte gerissen würde.

Am 22. September wurde Andreas Senn, 74jährig, in Buchs zur letzten Ruhe gebettet. Sein Hinschied kam für uns alle überraschend. Andreas Senn war ein treuer Besucher unserer Gottesdienste und Zusammenkünfte. Er war klein von Gestalt, still, aber immer aufmerksam. Wir sehen ihn in Gedanken noch heute auf seinem grossen «Stahlross» daherradeln.

Die Schule besuchte er in St.Gallen. Andreas war immer ein Freund der Natur und der Berge, und er unternahm oft Wanderungen. In der Familie seines Bruders fand er gute Aufnahme und ein geborgenes Daheim.

Unsere Gehörlosenfamilie wird immer kleiner. Wer weiss, wer der nächste sein wird? Wir werden unserem Andreas ein gutes Andenken bewahren. Er ruhe in Frieden! Trudi Mösle

platz, in unserer Familie, wenn möglich in einen Kameradschafts- oder Freundeskreis. Das können wir nur über die Sprache dieser Gemeinschaften: «über die Lautsprache».

Die *Fingersprache* ermöglicht vielleicht ein grösseres Wissen – ein Mehr-Wissen. Wenn ich aber die kostbare Schulzeit für das Erlernen der Fingersprache einsetze, reduziere ich die Lehrzeit für die Lautsprache. Diese ist aber so vielfältig grammatikalisch schwer, dass ich nie zuviel Zeit dafür aufwenden kann und bis in die oberste Stufe daran ausbauen muss.

Als ich vor 40 Jahren in unserer Fachschrift von einem sogenannten Wunderfall in Deutschland las, wo ein Taubstummenlehrer einen Gehörlosen völlig ausserhalb der Schule in der Fingersprache so unterrichtet habe, dass mit 15 Jahren ein sehr grosses Wissen erreicht worden sei, wollte ich die Angelegenheit an Ort und Stelle selbst prüfen. Als ich in jener Grossestadt in die betreffende Familie kam, war nur gerade die Hausfrau zu Hause. Sie begrüsste mich freundlich und sagte: «Ach, Sie kommen wegen unserem Taubstummen. Bitte gehen Sie zu ihm in seine Stube!» Als ich ihm meinen Namen sagte und nach seinen Personalien fragte, kam keine Antwort, er staunte mich bloss mit geöffnetem Mund an. Als die Frau wieder eintrat, sagte sie: «Ach Gott, ich habe ja ganz vergessen, mit dem kann nur mein Mann sprechen!» Als dann der Taubstummenlehrer, ein sehr lieber und gütiger Mann, nach Hause kam, begann ein Gespräch über die Fingersprache, von dem ich gar nichts verstand. Ich musste dann feststellen, dass dieser junge Mann nur mit dem betreffenden Lehrer, aber nicht mit seinen Eltern und Geschwistern, nicht mit Kameraden (er hatte gar keine!) und nicht mit Fremden «sprechen» konnte. Wie soll er nun später eingegliedert werden, sich weiter fortbilden, Freuden und Nöte mitteilen? Vor Jahren kam ein gehörloser Japaner nach dem Studium in Amerika auf der Heimreise in unsere Schule. Er war über die Fingersprache ausgebildet worden. Er gab zu, dass in seiner Heimat «niemand» mit der Fingersprache verkehre. Er müsse mit Hörenden und Gehörlosen vor allem über die Schrift verkehren. Der *Schweizerische Gehörlosenbund* fordert also in seinen Thesen die *schulische Ausbildung der Gebärde*. Das ist unbedingt abzulehnen, denn sie entwickelt sich im täglichen Schülergespräch von selbst.

Die Gebärde in der Gehörlosenarbeit *Schluss*

Das ist und bleibt der entscheidende Vorgang, der aber leider auch beim besten Ausbau nicht immer gelingt. Es gibt immer Gehörlose, die – zentral bedingt – sprachlich ganz unbegabt sind. Wie hörende Sprachgebrechliche (Agrammatiker) haben sie eine sehr schlechte Engrammbildung, ein sehr schlechtes Sprachgedächtnis oder einfach kein Lautsprachgefühl. All diese Gehörlosen stützen sich dauernd auf die einfachere und bildliche Gebärdensprache. Solche Kinder gibt es in den meisten Klassen. So kommt es dann, dass auch Gehörlose, die gut formulieren können, mit diesen Kindern gebärden müssen. Darum wird dann neben der Schule, beim Spiel und im freien Gespräch, wenn die Gehörlosen unter sich sind, gebärdet. Diese Schüler sprechen dann, meist durch die Gebärdenform geprägt, *agrammatisch*! Da geht der ganze Mensch mit: Gehirn, Mund, Mimik, Arme, Hände und Finger. So wird wohl in den meisten Schulen gebärdet!

Der *Gehörlose muss die Lautsprache über das Absehen aufnehmen*. Das Ablesen ist aber viel, viel schwerer, komplizierter und wird durch viele hindernde Momente wie schlechte Kieferstellung, Schatten, zusätzliche Mundbewegungen und unbekannte Dialekte noch erschwert. Dazu kommt, dass die Laute der dritten Artikulationsstelle (g – ng – ch – k – nk – r) vom Hörenden ohne weiteres verstanden werden, vom Gehörlosen aber nach den Lauten «i – u – ue – e – oe – ei – au» unmöglich differenziert werden können. Wenn ich zum Beispiel sage:

«Ich komme von Liegnitz», kann der Gehörlose verstehen (ablesen): Ich komme von Lingniz, Ligtiz, Linkniz, Liechtnitz, Lirnitz, Licktiz usw. Entweder muss ich die Laute der dritten Artikulationsstelle durch die *Lautgebärde* mit dem Zeigfinger und Daumen (z.B. bei «ng» ein Hinweis auf die Nase) andeuten, charakterisieren oder dann auf alle Fälle aufschreiben. Ich möchte betonen, dass wir in der Schule und im freien Gespräch ohne die Lautgebärde nicht auskommen können und dass jeder Gehörlosenlehrer die *Lautgebärden* spielend und mechanisch anzuwenden fähig sein muss. Dadurch wird die Absehfertigkeit wesentlich verfeinert, das Schulgespräch in den oberen Klassen fließender und der Stoffumfang stark vergrössert. Beide Hilfsmittel (Lautgebärde und Schrift) werden aber auch im Erwachsenenalter bei der Aufnahme von neuen Begriffen und fremden Namen eine grosse Hilfe sein.

Der *Schweizerische Gehörlosenbund* schreibt in seinen Thesen unter 2: «Unter bestmöglicher Schulung ist eine ganzheitliche Ausbildung zu verstehen, d.h. mit Lautsprache, *Gebärde*, *Fingeralphabet*, Artikulationshilfe, Hörtraining.»

Es gibt auch einzelne Gehörlosenlehrer, die quasi als «Schulfach» die Gebärde und die Fingersprache verlangen. Ich lehne die beiden Forderungen nach den Thesen «Gebärde und Lautsprache» ab. Wir wollen doch die möglichst vollwertige Einordnung und Eingliederung einer kleinen Minderheit in einen möglichst grossen Kreis unserer Umgebung, an unserem Arbeits-